

«Um die Schweiz ist mir nicht bange»

UBS-Chefökonom Klaus Wellershoff über die neue Ökonomie und Auswirkungen der Kommunikationstechnologie

Am nächsten Dienstag hält Klaus W. Wellershoff, Chefökonom Schweiz der Grossbank UBS, beim Wirtschaftsforum in Uster einen Vortrag zum Thema «Von der alten zur neuen Ökonomie - Konsequenzen für den Standort Schweiz». Der «Zürcher Oberländer» traf Wellershoff vorgängig zum Gespräch.

ZO: Verbreitung des Internets, Technologieboom an der Börse, stetig neue Innovationen im Kommunikationsbereich: Herr Wellershoff, Sie sprechen am nächsten Dienstag in Uster über diesen Themenbereich, unter den Stichworten «von der alten zur neuen Ökonomie». Welche wirtschaftlichen Veränderungen lassen es gerechtfertigt erscheinen, von einem neuen ökonomischen Zeitalter zu sprechen?

Klaus Wellershoff: Ja, was passiert eigentlich im Augenblick? Das Wirtschaften bekommt eine neue Qualität, denn die Fähigkeit, Informationen über weite Strecken schnell übertragen zu können, ist eine wesentliche Determinante für Industrielandschaften und Unternehmensgrössen. Diese Determinante bestimmt letztlich die Definition des Marktes.

Der grössere Markt öffnet neue Spielregeln: Mehr Wettbewerb führt auch zu mehr Preiswettbewerb. Daneben lohnt es sich plötzlich, Spezialwünsche zu bedienen. Einerseits spielt sich also ein Trend ab in Richtung Grösse, gleichzeitig auch ein Trend in Richtung Nische. Diese beiden Trends werden unsere Wirtschaft extrem verändern.

In der ganzen Gleichung gibt es klar einen Gewinner: den Konsumenten. Von den grossen Umwälzungen sind wir aber nicht nur als Konsumenten gefordert. Es ist eine der grössten gesellschaftlichen Herausforderungen, diesen Übergang zu bewältigen von der traditionellen Wirtschaft mit national abgegrenzten Märkten zu einer Wirtschaft, in der die Marktabgrenzung nicht unter politisch-rechtlichen Aspekten vollzogen wird, die sich vielmehr an den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Kunden orientiert. Da gibt es auch Übergangsphänomene, die Sorgen bereiten können.

Können Sie Beispiele nennen?

Ja, die Einkommensunterschiede werden sich verstärken. Denn es wird nur wenige geben, die sich voll auf die neue Ökonomie einlassen und neue Unternehmenslandschaften kreieren, diese werden sehr sehr stark verdienen. Daneben wird es auch Verlierer geben.

«In den USA kann man heute kaum von Verlierern reden»

Verlierer und Sieger: Der Löwenanteil der neuen Technologien im weltweiten Netz wird in den USA generiert. Glauben Sie, dass die USA als Technologiesupermacht Monopolist in Sachen Entwicklung, Forschung und Innovation sind und bleiben?

Ich glaube, die USA hatten eine sehr gute Ausgangsposition. Das liegt an der wenig starren Regulierung der US-Wirtschaft, weiter ist der Arbeitsmarkt viel- mehr geprägt von informellen Beziehungen, was den USA erlaubt, sich auf Unternehmensseite relativ schnell anzupassen. Ein zweiter Vorteil liegt in der Mentalität: Der Umgang mit Wandel - Aufsteiger sein, Absteiger sein - fällt leichter. Daher kann man in den USA heute von Verlierern kaum noch sprechen.

Ob es aber stimmt, dass die USA Monopolist punkto Technologie sind, da bin ich mir nicht so sicher. Die Grundfrage lautet nicht: Wer stellt die Technologie her, sondern: Wer braucht sie? Wer schafft es, mit den neuen Instrumenten produktiv umzugehen? Und da ist mir in Bezug auf die Schweiz gar nicht bange. Wenn ich mir anschauere, wie innovativ wir sind in Bezug auf Produkte und Dienstleistungen, mache ich mir relativ wenig Sorgen um die Schweiz.

Welche Länder ausser den USA sind Ihrer Ansicht nach fähig, in dieser neuen Ökonomie massgebliche Mitspieler zu sein?

Um heute mithalten zu können, braucht es eine gut ausgebildete Arbeitsbevölkerung. Insofern stehen die euro- päischen Länder relativ gut da, aber auch die Japaner sind ganz hervorragend gerüstet. Einen Newcomer in diesen Bereichen haben wir bis jetzt noch nicht gesehen. Es gibt da aber Anwärter aus Schwellenländern wie etwa Indien.

Die Schweiz hat gute Startbedingungen, sagen Sie. Wie begründen Sie diese zuversichtlich klingende Aussage, das heisst: Wie positioniert sich die Schweiz im Bereich neue Technologien im europäischen beziehungsweise im internationalen Vergleich?

Ich würde nicht versuchen, die Schweiz zu positionieren als Produzentin von neuer Technologie, sondern als Benutzerin neuer Technologien. Da kommen uns einige Faktoren positiv entgegen: die hohe Ausbildung, die günstige Regulierungsdichte. Vor allem aber kann man die Schweiz als Volkswirtschaft bezeichnen, die seit langem extrem geprägt ist durch den Aussenhandel. Unsere Kultur der Offenheit wird erheblich dazu beitragen, schnell auf Veränderungen der Märkte zu reagieren.

Sie nennen die Kultur der Offenheit. Bezeichnen Sie die relativ blühende Schweizer High- tech-Industrie für genug weltoffen, um auch als spezialisierte und zum Teil kleine Nischen-Player bestehen zu können? Ich finde es ganz faszinierend, wie man in der Schweiz auch jenseits der Städte zahlreiche Nischenproduzenten mit Weltmarktanteilen findet. Unternehmen, die ihre Antennen auf Empfang gestellt haben. Was ich da sehe, macht mich sehr optimistisch.

Glauben Sie denn, dass der Approach als Nischenplayer zukunftsweisend ist?

Ja, wenn die Nische stabil ist, hat Nischenpolitik Zukunft. Haupttriebfeder der Globalisierung bleiben die Bedürfnisse der Menschen. Künstlich geschaffene Nischen werden verschwinden.

«Das Land wächst sehr schön, aber nicht für alle Gruppen»

In Ihrer Einschätzung der Schweiz sind Sie sehr optimistisch. Trotzdem: Sehen Sie auch Schwierigkeiten für unser Land, auf eine technologisch hochwertige Dienstleistungsgesellschaft umzustellen?

Ja, es gibt sicher auch Problemgruppen, die unter der vorher erwähnten ungleichen Einkommensverteilung leiden werden. Das Land wächst sehr schön, aber nicht für alle Menschen. Man muss auch in Bereichen viel mehr Flexibilität aufweisen, die gar nichts mit der neuen Ökonomie zu tun haben.

Sie orten die Problematik nicht in system- immanenten Mängeln der Schweizer Industrie, sondern als individuelle Unterschiede?

Wenn ich die Probleme der grossen strukturellen Veränderungen nenne, komme ich sehr von der persönlichen Ebene. Warum? Weil für mich ein Unternehmen per se keine Überlebensberechtigung hat. Unsere Wirtschaft dient den Menschen und nicht umgekehrt. Die Unternehmung muss sich anpassen und nicht die Menschen.

Angelsächsische Investoren stellen generell viel mehr Kapital zur Verfügung als schweizerische. Haben Schweizer Kleinunternehmen trotz vergleichsweise geringem Risikokapital international eine Chance?

Ich glaube, das Problem liegt weniger darin, Risikokapital zur Verfügung zu stellen, als darin, Unternehmen zu finden, die es einsetzen. Das ist eine Frage des unternehmerischen Esprits, der Unbekümmertheit. Angesichts der Tatsache, dass die Schweiz in den letzten Jahren über zehn Prozent des jährlich erwirtschafteten Einkommens an Kapital exportieren konnte, kann man nicht von Kapitalknappheit sprechen.

Der Bereich Telekommunikation als Beispiel verdeutlicht aber, dass Kapitalknappheit auf Unternehmensseite durchaus denkbar ist. Telekommunikationsunternehmen haben derzeit ungeheuren Kapitalbedarf, denn die UMTS-Lizenzen bewegen sich wertmässig in astronomischen Höhen. Wie können Schweizer Unternehmen dieses Kapital einbringen, ohne aufgegeben zu werden?

Die UMTS-Lizenzen haben unseren Fokus ein bisschen verschoben. Die bezahlten Preise sind exorbitant. Wer nun den Eindruck hat, dass zu viel Geld verlangt wird, ist mit Vorteil lieber Benutzer dieser Dienstleistung als Anbieter. Vielleicht ist es gar nicht schlecht für die Schweiz, wenn nur ausländische Firmen diese Lizenzen besitzen. Wichtig scheint mir hier aber festzuhalten, dass es für derart grosse Infrastrukturprojekte mit hohen Investitionen in der Schweiz im Vergleich mit anderen Ländern sehr gute Voraussetzungen gibt.

Sehen Sie volkswirtschaftlich einen Sinn darin, dass der Bund Firmen mit Kapitalbedarf - wie im Beispiel Telekommunikation die Swisscom - unterstützt, sprich Aktien behält, oder sprechen Sie sich für eine Privatisierung aus?

Das ist ein sehr komplexes politisches Thema, weil sich hier Interessen verschiedenster Art überlappen. Es gibt natürlich Staaten, die ein sicherheitspolitisches Interesse daran haben, die Kontrolle über Unternehmen zu behalten. Wir sind in den letzten zehn Jahren in Europa diesbezüglich verwöhnt worden. Bei uns gibt es aber beispielsweise die Frage einer sozialpolitischen Verantwortung, etwa gegenüber den Bergregionen.

Stichwort SWX New Market: Kann diese neue Börse die Hoffnung erfüllen, dass der Schweizer Kapitalmarkt wekommt von traditionellen Anlageformen wie Blue Chips und dass in IT-Unternehmen zukunftssträftig investiert wird?

Ich glaube, es ist sehr sinnvoll, den Kapitalmarkt an der Börse offen zu gestalten, eine gewisse Transparenz ist sehr förderlich. Interessanterweise waren die Unternehmen, die das Urteil stützten, dass es wichtig ist, Geld in Aktien anzulegen, traditionell technologielaftig.

«Börsen gehören nicht zur zentralen Infrastruktur»

Die US-amerikanische Technologiebörse Nasdaq: Wird sie in absehbarer Zeit das totale Sagen haben an den internationalen Finanzmärkten?

Diesbezüglich bin ich pragmatisch und glaube, dass dies mehr eine technologische Frage als eine der Dominanz ist. Ich glaube grundsätzlich nicht, dass die Börse zur zentralen Infrastruktur gehört. Ich betrachte Börsenplätze als Dienstleister, die zuerst gut funktionieren und den Wettbewerb garantieren müssen.

Zur UBS: Als Global Player - neuste Akquisition ist die US-Unternehmung Paine Webber - ist die UBS Akteurin auch auf den US-Märkten. Setzen Sie nun voll auf die Karte US-Markt und IT-Firmen und kehren je länger, desto mehr ihrem Ursprungsland Schweiz den Rücken zu?

Nein, unsere Strategie besagt genau das Gegenteil. Anfang Jahr haben wir die Konzernstruktur erneuert und dabei ganz klar den Schwerpunkt gelegt auf das, was wir in der Schweiz machen. Die UBS setzt einerseits voll auf Volumina, zum Beispiel im Börsenhandel, und Paine Webber ist eine auf Wertpapiertransaktionen ausgerichtete Finanzunternehmung, die unser Volumen vergrössert hat. Andererseits erachten wir es als zentral, den Kundenbedürfnissen nachzugehen. Wir wollen also global Kostenvorteile herausholen, aber die Märkte lokal sehr ernst nehmen.

«Die Schweiz muss ihr Licht nicht unter Scheffel stellen»

Hightech und Bildung: Wie könnte die bisher geringe Interaktion zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, zwischen Hochschule und Unternehmen verstärkt werden? Wie kann der Wissenstransfer effizienter werden?

Ich glaube, da braucht die Schweiz ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Entscheidend sind die Strukturen der Universitäten. Zentral sind die Fragen: Was dient der Forschung? Wie werden Anreize gesetzt für Institute, Kontakte zu Unternehmen zu suchen? Zudem: Professoren dürfen nicht überfrachtet werden mit Lehraufträgen.

Im Vergleich etwa zu Deutschland ist die Schweiz im Wissenstransfer meilenweit fortgeschritten und hat schon viel getan. Es wird sogar auf Dauer eine Gefahr geben, dass Hochschulen von Firmen leergekauft werden. Die Unternehmen ihrerseits werden von sich aus immer stärker versuchen, diese Wissensquellen auszuschöpfen.

Wie beurteilen Sie die Einstiegs- und Aufstiegschancen von Start-Up in der Schweiz im Vergleich etwa zu den USA?

Ich würde sagen, die Chancen hier sind schon fast so gut wie in den USA. Es gibt in der Schweiz wenige regulierte Bereiche, in denen es schwierig ist, tätig zu sein, etwa Biotechnologie. Aber wenn bei uns jemand eine Software-Bude aufmachen will, ist das kein Problem. Was uns fehlt, sind qualifizierte Arbeitskräfte. Aber die Arbeitsmarktsituation könnte sich mit den Bilateralen entspannen.

IT-Firmen schiessen derzeit wie Pilze aus dem Boden, der Markt könnte schnell übersättigt sein und zahlreiche Verlierer «produzieren». Wie gross schätzen Sie die Gefahr ein, dass die Bubble-Theorie zutrifft, überschätzte IT-Firmen sich in Luft auflösen und dabei Kapital verloren geht?

Zur ersten Frage: Sicher werden viele Firmen Korrekturen erleben. Doch selbst wenn neun von zehn Firmen untergehen, wird sich das System halten. Zur Kapitalvernichtung ist zu sagen, dass es in der Geschichte stets Fehlinvestitionen gab. Historisch gesehen haben wir schon grössere Umwälzungen gesehen als die jetzige. Kapital wird nicht generell vernichtet, wenn der Börsenkurs sinkt, sondern es wird erst dann vernichtet, wenn der Börsenkurs unter den Ausgangspreis fällt und eine Unternehmung Pleite geht.

Hightech und Ethik: Was, finden Sie, dient uns letztlich - die immense Tempobeschleunigung etwa in der Telekommunikation oder die totale virtuelle Vernetztheit? Was gewinnen wir existenziell wirklich?

Auf diese Frage gibt es viele und keine Antworten. Wichtig scheint mir festzuhalten, dass nichts entsteht, was nicht gekauft wird. Was wir heute erleben, ist die Absage an Gesellschaftsmodelle, in denen wenige vielen vorschreiben, was sie brauchen. Und das empfinde ich als etwas sehr Positives. Ich finde es erstaunlich, wie selten wir hier an moralische Grenzen stossen.

An welche Grenzen denken Sie?

Es gibt Grenzen des gesellschaftlich nicht Akzeptierten wie zum Beispiel Kinderpornos im Internet, wo wir alle sagen: Nein, das darf nicht sein. Aber generell stehe ich für grosse Freiheiten des einzelnen Individuums ein. Meine persönliche christliche Überzeugung sagt mir: Ich muss meinen Mitmenschen ernst nehmen und darf ihn nicht bevormunden.

«Wir ernten erste Erträge der neuen Ökonomie»

Ein konjunktureller Ausblick: In welchem konjunkturellen Grundtenor manifestiert sich der Wechsel zur neuen Ökonomie in der Schweiz?

Ich glaube, die Krise der 90er Jahre war schon Ausdruck der Veränderungen, von denen wir jetzt sprechen. Diese Jahre zeigen, dass es auch Phasen mit konjunkturbedingten Verlierern gibt. Ich will nicht sagen, dass der Strukturwandel abgeschlossen ist. Aber ich glaube, wir sind in eine Phase eingetreten, wo wir die ersten Erträge dieser neuen Ökonomie ernten können, und zwar nicht nur als hohe Börsengewinne, sondern spürbar in der Gesamtwirtschaft.

Wenn die Schweizer Unternehmen nun noch die Arbeitskräfte erhalten, die sie brauchen, sehe ich die Zukunft optimistisch. Es gibt sogar Anzeichen, dass die Wirtschaft heute schneller wächst, als es die traditionellen Instrumentarien der Statistik zu messen vermögen.

Interview: Madeleine Stäubli-Roduner